

Einheit in der Differenz

Den Osten verstehen lernen



Dr. Tobias J. Knoblich,
Beigeordneter für Kultur
und Stadtentwicklung
der Landeshauptstadt
Erfurt und Präsident
der Kulturpolitischen
Gesellschaft

Im dreißigsten Jahr der deutschen Einheit ist ein Wunsch unüberhörbar: der Wunsch nach echtem Interesse am Osten. Ohne echtes Interesse kein Verstehen, kein Lernen, kein gelingendes Miteinander. In seinem luziden Text zum 17. Juni 1953 stellt Friedrich Dieckmann am Rande fest, im Westen sei parallel zur im Osten bekräftigten Macht der Armee über die sowjetische Außenpolitik eine Generation herangewachsen, »die sich vehement von den Restbeständen der faschistischen Ära distanzierte und allem Anspruch auf Deutschlands verlorenen Osten entsagte.«¹ Die Tragweite dessen ermisst sich im verbreiteten Desinteresse jener, die weitgehend ohne Beziehungen zum Osten aufwuchsen, die ihn allenfalls als Zerrbild ihrer linken Visionen betrachteten, ohne in ihm eine Alternative zum realen Kapitalismus zu erkennen. Die DDR war für sie faktisch wertlos, gleichwohl es einen abstrakten Gesamtvertretungsanspruch der Bundesrepublik gab. Die lange Dauer der Teilung, mit deren Überwindung keiner wirklich rechnete, ließ zudem die Rede von der Nation verblassen. Nach der Euphorie im strahlenden Revolutionsjahr 1989 trat nicht zufällig schnell Ernüchterung ein: Der Osten wurde erwartbar zur Herausforderung – für manche auch zur Zumutung oder zur Kolonie, je nach Perspektive. Seine Fremde blieb für viele Westdeutsche bestimmend, weil sich das »eigentliche« Deutschland schon ohne ihn arrondiert hatte. Es wuchs zusammen, was wahrscheinlich nicht wirklich, auf keinen Fall aber unbedingt zusammengehörte. Zusammenwachsen hätte vermutlich mehr Veränderung auf beiden Seiten erfordert, echte Beziehungsarbeit eben.

Beitritt statt gemeinsame Neuausrichtung

Der Assimilationsdruck, der durch die Sehnsucht der Ostdeutschen nach der westlichen Warenwelt und grenzenlosen Freizügigkeit freilich noch befeuert worden war, schien vorprogrammiert. Konsequenz dessen war der Modus der Wiedervereinigung: Man wählte – sicher auch aufgrund des Magnetismus des Westens und der rasant schwindenden Souveränität der gerade erst erwachten ostdeutschen Zivilgesellschaft – das Format der Hinzugesellung. Während Artikel 23 des Grundgesetzes eine Beibehaltung bei gleichzeitiger Ausdehnung des Grundgesetzes auf das Gebiet der DDR

vorsah, hätte es im Falle der Anwendung von Artikel 146 seine Geltung verloren: Deutschland hätte sich eine neue (und »echte«) Verfassung geben müssen. Und sicher auch eine neue Hymne, um symbolisch den Neuanfang zum Ausdruck zu bringen.²

Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik (1990)

Präambel

»Ausgehend von den humanistischen Traditionen, zu welchen die besten Frauen und Männer aller Schichten unseres Volkes beigetragen haben, eingedenk der Verantwortung aller Deutschen für ihre Geschichte und deren Folgen, gewillt, als friedliche, gleichberechtigte Partner in der Gemeinschaft der Völker zu leben, am Einigungsprozess Europas beteiligt, in dessen Verlauf auch das deutsche Volk seine staatliche Einheit schaffen wird, überzeugt, dass die Möglichkeit zu selbstbestimmtem verantwortlichen Handeln höchste Freiheit ist, gründend auf der revolutionären Erneuerung, entschlossen, ein demokratisches und solidarisches Gemeinwesen zu entwickeln, das Würde und Freiheit des einzelnen sichert, gleiches Recht für alle gewährleistet, die Gleichstellung der Geschlechter verbürgt und unsere natürliche Umwelt schützt, geben sich die Bürgerinnen und Bürger der Deutschen demokratischen Republik diese Verfassung.«

Entwurf der Arbeitsgruppe »Neue Verfassung der DDR« des Runden Tisches, April 1990
Text der Präambel: Christa Wolf

Doch die DDR sank in die Bundesrepublik gewissermaßen hinein (Artikel 23), und folglich dominierte auch der Blick der Aufarbeitung: der Diktatur, der Staatssicherheit und der zwanghaften Kollektivierung; weniger ging es darum, in den Menschen mehr als die Täter oder Opfer eines überwundenen Systems zu sehen. Das wird der komplexen Lebenswelt, den Erfahrungen und Lebensleistungen der Ostdeutschen aber nicht gerecht. Insbesondere mit Blick auf die Transformationsprozesse...

¹ Dieckmann, Friedrich (2009): Deutsche Daten oder der lange Weg zum Frieden, Göttingen: Wallstein, S. 97

² Eine neue Hymne fehlt mir persönlich wirklich elementar; mit dem alten Deutschlandlied bin ich nie warm geworden. Es passt nicht mehr zu unseren jüngsten Erfahrungen.



Kunstinstitution The View Kulturfabrik Hoyerswerda 2013
Foto: Christiane Busmann

mationserfordernisse, denen sie sich ausgesetzt sahen. Der fundamentale Wandel führte dazu, dass auch die »Ersterfahrungen« der Ostdeutschen mit der Demokratie »unerfreulich« waren: »Die Demokratie erschien vielen von ihnen nicht in Form von Teilhabe und Mitbestimmung, sondern als Ausgrenzung. Alles ging verloren, weitaus mehr als die meisten erwartet hatten.« Soziale Befriedung, die ja doch für alle einsetzte, reichte offenbar nicht aus, im Westen wirklich anzukommen.³

Differenzierte Erinnerungsarbeit

Dem »Diktaturgedächtnis« wäre also dringend – und ohne die DDR verharmlosen zu wollen – ein

3 Vgl. Kowalczyk, Ilko-Sascha (2019): Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde, München: C.H. Beck, S. 270

Schon wieder Wiedervereinigung?

Die Öffnung der Mauer am 10. November 1989, die Unterzeichnung des 1. Staatsvertrags am 18. Mai 1990, die Abstimmung der Volkskammer und des Deutschen Bundestags am 20. September 1990 über das jeweilige Transformationsgesetz, das Inkrafttreten des Einigungsvertrags am 29. September 1990, der Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990 – das Ereignis, das wir umgangssprachlich Deutsche Einheit nennen, hat viele Daten und mindestens ebenso viele Geschichten

Aber hat die Einheit als innerdeutsches Phänomen noch Relevanz? Wir haben quer durch die Künste gefragt: Personen wie Jan Kummer und Ines Geipel, die zum Zeitpunkt der Vereinigung in ihren späten Zwanzigern und frühen Dreißigern waren, und jüngere wie Nhi Le und Anne Isensee. Unsere Autor:innen sind in Ost- und Westdeutschland aufgewachsen, in Familien mit unterschiedlichen Hintergründen, Migrationsgeschichten und Rassismuserfahrungen. Ihre Perspektiven auf das Thema finden Sie verteilt im Heft.

»Arrangementgedächtnis«⁴ an die Seite zu stellen, um die Haltungen, Strategien und Erfahrungen der Menschen abzurufen. Dieses Gedächtnis dominiert die ostdeutschen Binnenerzählungen, da es um die Brüche, Entscheidungen, aber auch die Erlebnisse von persönlichem Glück und Geborgenheit kreist, ohne die keine Identität entstehen kann. Erst die Biographien lassen Leben in der DDR reflektierbar werden, reduzieren die Menschen nicht auf die reine Umsetzung oder Erduldung von Ideologie. Andreas Bialas hat das in seinem bemerkenswerten Text jüngst herausgestellt und damit gezeigt, dass

die Analyse des Ostens tatsächlich beim Verstehen und auch kritischen Hinterfragen des eigenen Standpunkts beginnen muss. Anpassung nach Schablone funktioniert nicht.⁵ Und bei Lichte betrachtet, werden westdeutsche Lebensleistungen auch nicht erkennbar, wenn man sie auf Verfassungspatriotismus, Kirchenmitgliedschaft oder Parteizugehörigkeit reduziert. Entscheidend ist doch vielmehr: Was haben die Menschen unter den geltenden gesellschaftlichen Konventionen daraus gemacht? Was haben sie gelernt, worin besteht ihre Größe? Das zu fragen, ist vielleicht fruchtbarer, als sich über das Prädikat »Unrechtsstaat« zu streiten und immer wieder zu unterstreichen, dass die Diktatur zu konstatieren wichtiger ist als nach den Strategien der Menschen zu fragen, damit umzugehen. Opportunismus und Mut kennen viele Ausprägungen. Sie kann man mit geschichtspolitischen Kategorien nur schwer fassen.

Vom Framing zur Erzählung der Lebenserfahrung

Die wohl wichtigste Erfahrung der Ostdeutschen ist die der Veränderung des Framings, wie man das heute wohl ausdrücken würde. Für sie hat die DDR aufgehört, und an deren Stelle trat das »Deutungs-raster« DDR. Das ist – neben der Relativierung der als unverrückbar erlebten gesellschaftlichen Systemrealität – eine weitere Irritation, es ist vielleicht sogar die stärkere. Dinge waren plötzlich pauschal schlecht oder wurden abgewertet, obwohl sie in der eigenen Erfahrung als gut oder zumindest nicht vollständig schlecht erlebt worden waren, Schulbildung etwa oder die Nutzung der Kulturhäuser und Clubs. Es begann die Suche nach dem Sagbaren,

4 Dietrich, Gerd (2018): Kulturgeschichte der DDR, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, Bd. 1, S. XIII

5 Bialas, Andreas: »Eine Polemik für den Osten«, in: Kulturpolitische Mitteilungen, II/2020, Nr. 169, S. 44 ff.

denn keiner wollte als ewig Gestriger gelten oder in den Verdacht geraten, zu jenen zu gehören, die als systemnah in Verruf standen. Dabei machten die Menschen die Erfahrung, dass es auch in der Demokratie mit ihrer Meinungsfreiheit Sagbares und Unsagbares gibt – also auch ein spezifisches Framing. Die Doppelbödigkeit der Sprachpraxis der DDR erlebte eine neue Bewährungsprobe; »implizites Handlungswissen«, das weiterhin nützlich war und eine von unterschiedlichen Tarnstrategien. Am stärksten tarnen sich im Übrigen viele derjenigen Ostdeutschen, die im Westen leben und ihre Herkunft verschleiern, weil sie um ihren Status bangen.

Staatsauftrag und Praxis

Ein differenzierter Blick ist also gefragt, in allen gesellschaftlichen Bereichen, aber freilich auch in der Kulturpolitik. Ein Beispiel, über das man sich im dreißigsten Jahr der deutschen Einheit freuen kann, ist die anstehende Tagung zur Kulturvermittlung in der DDR.⁶ Hier – wie in der parallel erscheinenden Buchpublikation⁷ – wird nach dem Verhältnis zwischen ideologischer Funktionalisierung und tatsächlicher Emanzipation und Teilhabe im Kulturbereich gefragt. Und es werden jene einge-

bunden, die es erlebten und seinerzeit beforsteten. Damit ist ein weiteres fundamentales Problem angesprochen, das das Zusammenwachsen und Warmwerden mit dem neuen System bis heute massiv behindert: der krasse Elitewechsel und die anhaltende Rekrutierung von Führungskräften aus den alten (westdeutschen) Netzwerken. Hinzu kommt, dass Forschung zu DDR-Themen – außer der Transformations- und Diktaturforschung – in der Regel im Westen keine große Aufmerksamkeit genießt; man kann damit keine Karriere machen.

Der Osten bleibt zu entdecken, auch und insbesondere seine Kultur. Und dies eingedenk der Tatsache, »dass die faszinierendsten seiner Kulturleistungen nicht wegen des Parteiregimes oder dagegen, sondern trotz dessen strangulierender Wirkung zustande gekommen waren – als Bücher, Filme, Songs, Gemälde oder Fotografien.«⁸ Heiner Müller fand die Bundesrepublik sogar »langweiliger« als Referenzsystem seines künstlerischen Schaffens.

Es gibt vieles zu bedenken und neu zu betrachten. Wenn wir uns damit stärker der Differenz des Ostens zuwenden, ist dies vielleicht primär eine Aufgabe für den Westen – zur Stärkung der interkulturellen Kompetenz. ■

6 29. Oktober 2020, Berliner Stadtbibliothek, Breite Str. 30-36, 10178 Berlin

7 Vgl. Mandel, Birgit / Wolf, Birgit (2020): Staatsauftrag: »Kultur für alle«: Ziele, Programme und Wirkungen kultureller Teilhabe und Kulturvermittlung in der DDR, Bielefeld: transcript

8 Martin, Marko (2020): Die verdrängte Zeit. Vom Verschwinden und Entdecken der Kultur des Ostens, Stuttgart: Tropen, S. 13

Anne Isensee im Gespräch mit der KuMi-Redaktion

KuMi: Welche Relevanz hat die Wiedervereinigung heute für Sie?

Geboren in Magdeburg lebe ich nach Stationen in LA und Paris als Animationsfilmregisseurin in (West-)Berlin. Wie anders mein Leben ohne sie verlaufen wäre, treibt meine sonst weitläufige Vorstellungskraft an ihre Grenzen.

Ansonsten beobachte ich in einigen Ländern national(-istisch)e Abschottungsprozesse, die mit der Wahrung der Sicherheit der Bevölkerung gerechtfertigt werden und mich an den »Antifaschistischen Schutzwall« erinnern. Gleichzeitig wurden und sind wir durch die derzeitige Pandemie zu einem Rückzug ins Private und Virtuelle gezwungen. Das Konzept Internet scheint dem der DDR diametral gegenüber zu stehen. Doch vielleicht lässt sich an der Meinungs- und ReiseUNfreiheit der DDR einiges über die Balance zwischen Freiheit und Sicherheit verstehen.

KuMi: Welche Herausforderungen wurden vor 30 Jahren nicht angegangen? Was wurde übersehen und steht bis heute auf der Tagesordnung?

Uns fehlt gegenseitiges Verständnis und wechselseitiges Lernen. Nach der Wiedervereinigung wurde versucht, die DDR-Bürger*innen im Hauruckverfahren in ein kapitalistisch-liberales System umzupfropfen. Für viele Menschen war diese Umkehrung ihrer Lebensrealität ein Schock, der das Gefühl des Identitätsverlusts hervorgerufen hat. Die Spuren dieses Traumas werden heute sichtbar.

Ferner bin ich häufig irritiert darüber, wie ideologisch geprägt noch immer das Bild älterer Menschen aus der DDR von Josef Stalin ist. Außerdem fehlt eine Aufarbeitung der Erfahrung der Vertragsarbeiter*innen, die aus Vietnam, Mosambik, Angola, China oder Kuba in die DDR kamen und nach der Wiedervereinigung wieder in ihre Heimatländer zurückgeschickt worden sind.

KuMi: Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen?

Eine tiefere soziologische und psychologische Forschung. Außerdem eine Analyse der Lebensweise der DDR-Bürger*innen, deren Erkenntnisse uns heute bei der Transformation zu einer nachhaltigeren Produktions- und Lebensweise helfen könnten.

Die Fragen stellte Svenja Reiner.

Anne Isensee ist eine Animatorin und Regisseurin für Animations-Kurzfilme und Musikvideos aus Berlin. Sie studierte zunächst ein bisschen Medien und Soziologie, bevor sie zur Vernunft kam und an der Filmuniversität Babelsberg und der EnsAD (Ecole nationale supérieure des Arts Décoratifs) in Paris Animation studierte. Ihre Kurzfilme »Megatrück« und »Ich Will« wurden auf internationalen Festivals gezeigt.



Foto: Anne Isensee